

Uebersicht: Johann Graf Mailáth. (Nekrolog). — Diebstahl in Ziebenbürgen. — Kurze literarische Anzeigen. — Literatur und bildende Kunst. — Miscellen.

Johann Graf Mailáth.

(Nekrolog.)

Der unerwartete, mit so tragischen Nebenumständen verknüpfte Tod des Grafen Johann Mailáth legt uns die Verpflichtung auf, unsern Lesern einen kleinen Abriss von dem äussern Lebensverhältnissen, sowie von der literarischen Thätigkeit dieses Mannes zu geben. Es ist zunächst Pflicht eines deutschen Blattes, insofern der Verewigte mehr deutscher als magyarischer Schriftsteller war, obwohl nicht in Abrede zu stellen, daß er zur Vermittlung der gegenseitigen Kenntniß beider Nationalitäten seinerzeit mehr wie jeder Andere beigetragen. Die Epigonen vergessen so leicht, was die „Zieben gegen Itehá“ verrichtet, und so war Graf Mailáth bereits so gut wie verschollen, noch ehe die Welter der romantischen Ständeburger Sees über seinen greisen Haupte zusammenzuschlagen.

Johann Nepomuk Joseph Graf Mailáth von Szethels war eines der achtzehn Kinder, welche der verdienstvolle Staatsminister Joseph Mailáth von Szethels von zwei Gemahlinnen erhalten hatte. Sein Vater, einer altadeligen Familie angehörig, war im Jahre 1789 von Joseph II. begnadigt worden, und verschaffte seinen zahlreichen Kindern eine sorgfältige Erziehung. Johann war mit einer seltenen Stärke des Gedächtnisses begabt, ein wahrer Mnemotechniker. Damit ist eine gewisse Erbschaft der Weisheitsgötter angeschlossen — Fruchtbarkeit im geistigen Produciren, die Tiefe und Gründlichkeit leidet darunter, die Unvollkommenheit der menschlichen Natur will es nicht anders.

Der häusliche Erziehung entwandten, durchging Mailáth die speciellste staatswissenschaftliche Studienbahn, welche bis 1848 in Ungarn Norm war. Philosophie zu Erlau, die Rechte in der Raaber Akademie, — wer sieht auf, um uns Nichtmagyaren die eigenenthümliche Construction des ungarischen Studienplanes zu entziffern? Mailáth war bereits Secretär bei der königlichen Staatskanzlei, als ihn ein gefährliches Augenleiden zwang, den Staatsdienst zu verlassen. Zwei und ein halbes Jahr lang unterzog er sich der ärztlichen Behandlung des großen Heilgenes Peter zu Wien, der ihn der Gefahr entriß, am schwarzen Stiche für immer heimlich zu verfallen; von da an faßte ausschließlich die Literatur, und zwar zu Wien, welchen Aufenthalt er, wie viele seiner Landes- und Standesgenossen, vorzüglich liebte.

Am 5. October 1786 geboren, trat M. zuerst im Jahre 1812, also im 26. Lebensjahre, in die Reihen der vaterländischen Schriftsteller und wurde Verfasser zahlreicher Schriften, historischer und belletristischer Inhalts. Diese literarische Thätigkeit übte er noch bis an den Vorabend seines Todes.

Sein erstes selbstständiges Werk war der Kolofcarer Geber altdeutscher Gedichte (Peß 1817). Ihm folgten: „Altdeutsche Gedichte, neubausch bearbeitet“ (Stuttgart, Gotta 1819). Seine eigenen Gedichte kamen 1824 zu Wien heraus, „Magyarische Sagen und Märchen“ zu Brünn 1825. Eine Uebersetzung aus magyarischen Dichtern, ins Deutsche übersezt, druckte Gotta in demselben Jahre 1825).

Drei Jahre darauf begann sein Hauptwerk: „Die Geschichte der Magyaren“, im Jahre 1830 waren bereits 5 Bände erschienen, welche die Geschichte Ungarns bis zum Tode Karls des Sechsten erzählen (die zweite Auflage dieses Buches erschien 1852 in Neudruck bei Manz). Im Jahre 1830 schrieb er eine Monographie über die Krönungen der Könige von Ungarn, bei Gelegenheit, als Kaiser Franz seinen ältesten Sohn zum Könige krönen ließ. In demselben Jahre machte er die deutsche Feyerwelt mit Hüpf's anmutigen Vortragsbüchern durch eine zu Peß erschienene Uebersetzung bekannt. Der denkwürdige Reichstag von 1830 fand in Mailáth seinen Historiographen, in einer Form, welche die Wiener Genies leicht passirte, als die gleichzeitige Arbeit von Trösk. Auch auf das Gebiet der Linguistik wagte sich Mailáth mit einer magyarischen Sprachlehre (1. Auflage, Peß 1830; 2. Auflage, 1833).

Von da an verließ er den erlauchten vaterländischen Boden und lieferte eine Geschichte des gesammten österreichischen Kaiserthums in 5 Bänden, welche in der berühmten Sammlung von Gersten und Welter Aufnahme fand, und erst in jüngerer Zeit zum Abschluß gebracht ist. Der frühverstorbenen Hofdame Sophie Müller fabricirte er einen Nachruf, der, im Vereine mit den hinterlassenen Papieren derselben abgedruckt, ein nicht unbedeutendes Bändchen füllt (Wien 1832). Auch die Geschichte der Stadt Wien gab er im letztgenannten Jahre heraus. Nebenbei ließen zahllose Aufsätze

gemischten Inhalts in Hermann's Archiv, im Stuttgarter Morgenblatt, in der Wiener Zeitschrift, Wien's Conversationsblatt, Bäuerle's Theaterzeitung, ferner in der Gesez und den Taschenbüchern Hermann's und Neumann's, in der Aglaja, Selam, Guldigung der Frauen, Philomela u. s. w.

Im Jahre 1838 gab er eine ungarische Sprachlehre in heftartiger Form heraus, so wie eine Fingelschrift über das ungarische Universalienwesen. Um dieselbe Zeit machte eine Tragödie aus seiner Feder, „die Willkürschwestern“, im Hofburgtheater ein elanteses Gaias. Mit Dr. S. Sapit begann er im Jahre 1839 die Herausgabe eines ungarischen Taschenbuchs, unter dem Titel: „Jris“, welches bis zum Jahre 1845 alljährlich erschien; zuletzt unter Mailáth's alleiniger Redaction.

Im Jahre 1842 wagte er sich auf das Feld der Mnemonik, mit einer weitläufigen Monographie über diesen Gegenstand. Die nächste Publication war ein Werk über die Religionswirth in Ungarn (2 Bände, Neudruck 1845, nebst 1 Band Nachträge, 1846). Der erste Band enthält die Geschichte der ungarischen Dichters bis zum Jahre 1843, der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit den Transactionen des Reichstages von 1843—44 über diesen Gegenstand. Nebenbei übersezte er des Freiherrn von Gösses allerliebsten Roman: „Der Dorfnotar“, ins Deutsche.

Im Jahre 1850, nachdem Mailáth während der unglückseligen Vertriebe seines Vaterlandes geschwiegen hatte, erschien eine Broschüre: „Ungarn und die Centralisation“ (Leipzig, G. Wigand). Im folgenden Jahre lieferte er eine gebrauchte Geschichte des österreichischen Kaiserthums in vier Bänden (Wien, Manz). Im Jahre 1852 erludb trat er als Kämpfer für die therapeutische Wirkung des theueren Magnetenstoms auf (Neudruck, Manz). Sein Schwannengedicht war die „Neuere Geschichte der Magyaren“ in 2 Bänden, welche sich als 6. und 7. Band an das Hauptwerk anschließen sollten. Das Ganze war ein vernünftiger Versuch, sich gegenüber einer noch so jungen Vergangenheit auf neutralem Boden zu halten. Das Buch fand bei den Kennern aller Meinungen harten Tadel, und daß dieser ihm vielfältig zu Oben gekommen war, war mit ein Nagel zu seinem Sarge. Er mußte nebenbei seiner Person darin eine Lebensaufgabe bei, wozu ihn kein passives Benehmen während jener Zeit nicht berechtigte. Das verwendbare Material an diesem Buche ist die Ausführung der Quellen am Eingange, der Uebersetzungen, die sehr vollkommen sein dürfte.

Eine auf die Vergangenheit der letzten Katastrophe zu kommen, welche Mailáth's Leben ein Ende machten — wir müssen sie verschweigen, weil es zu peinlich ist, der ersten Würde des Grabes gegenüber die schmutzige Mißfere des Alltagslebens zu berühren — erwidert uns nur noch ein kurzes Gesammtertheil über Mailáth als Schriftsteller, falls sich ein solches bei dem denkenden Leser nicht schon im vorhinigen gebildet haben sollte.

Wie wir eingangs erwähnten, hatte die Fruchtbarkeit des Verewigten nur statt auf Kosten der Gründlichkeit und Tiefe. So haben denn seine geschichtlichen Ansarbeitungen einen entschieden belletristischen Anstrich und ermangeln der historischen Kritik, des ersten Erfordernisses, das man an den Historiker des neunzehnten Jahrhunderts stellt. An Mailáth's harnloser Natur, welche gern alle Gegensätze vermittelt hätte, scheiterte die Objectivität der Anschauung. Mailáth's literarische Thätigkeit gehörte einer Epoche an, für welche die Beschäftigung mit der schönen Literatur ein faßliches Bedürfnis war. Wie viele Männer dieser Richtung schieden leider freiwillig von der Bühne des Lebens, weil sie die nachfolgende Zeit nicht verstanden, noch weniger von ihr verstanden wurden!

Der Diebstahl in Ziebenbürgen.

Ob eine historische Darstellung des Diebstahls und der gegen denselben gerichteten Gesetze würde die interessantesten Beiträge zur Culturgeschichte unseres Landes geben, obgleich es keinem dieser Geschehnisse ein, dem gräulichen Unwesen aus nur einigemal halbbarer Schanden entgegenzusetzen. Die alte Gesezgebung unseres Landes, so mangelhaft sie auch immerhin genannt werden mag, enthält zwar manches Gute in Betreff dieses strafrechtlichen Gegenstandes, aber doch nichts, was die Wurzel desselben angreift und ihm alle Lebensadern abgeschnitten hätte. Sie verurtheilt eigentlich doch nur palliativ, indem sie, wie gewisse Aerzte, nur die Symptome der Krankheit, nicht ihre Ursache zu entfernen bemüht war. Eines dieser Palliativmittel war auch der von den Verbrechern unserer alten Gesezgebung vielgepriesene Grundhuf, *emtor debet esse canis*, welcher dem Eigenthümer des gestohlenen Viehes das Recht einräumte, dieses, wo er es fand, als das feintige zu documentiren und in Beschlag zu nehmen, ohne Mühschiff darauf, ob es Derjenige, bei dem er es fand, rechtmäßig erworben habe oder

*) Die zweite Auflage in 2 Bänden erschien bei Gotta im Jahre 1837.

nicht. Da kam es oft vor, daß sich zwei gleich rechtmäßige Eigenthümer einer und derselben Sache gegenüberstanden, und daß der Eine auf sein sonnenkaltes Recht verzichten mußte. Und dazu konnte in vielen, ja in den meisten Fällen das erwachte Gefühl über die Verdrüsslichkeit beim Kaufen auf den Verzichtenden nicht einmal bezogen werden. Denn er konnte das gehobene Vieh möglicher Weise aus der dritten oder vierten Hand, vielleicht von einem als unbedenklichen anerkannten Individuum an sich gebracht haben, wo Verzicht eine Verleumdung, wenn nicht gar ein moralisches Vergehen gewesen wäre. Doch hatte, um der Wahrheit die Recht widerfahren zu lassen, dieses Gefühl auch seine gute Seite. Der Eigenthümer kam zu seinem Eigenthum, gleichviel auf welche Art, und der durch ihn im Wege Nichtens Beschädigte mußte nun, um sich zu entschädigen, seinen Verkäufer aufsuchen und dieser wiederum den feigen, wobei man oft auf den Urheber des Unheils, freilich erst nach großem Zeitverlust, zurückkam. Solches sah allerdings in sehr günstig gehaltenen Verhältnissen fast, die man dann hätte benutzen und ausbeuten sollen. Aber das geschah eben nicht, wenigstens in der Regel nicht. Und dies war überhaupt die Ursache davon, daß alle einschlägigen Gesetze so wenig gute Folgen hatten, daß sie so matt, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, so gewissenlos ausgeübt wurden. Der Uebersichtlichkeit kann sich kaum einen Begriff machen von der Fährlichkeit, mit der unsere vorwärtlichen Behörden in Untersuchungen über Viehdiebstahl vorgehen, und zwar aus persönlicher Furcht des Mißtrons vor dem zu Richtenden. Diese Furcht beschäufte einerseits nicht nur den Verbrecher in seinem Treiben, sondern sie verzögerte ungleich sein Ansehen bei den gleichzeitigen Genossen und gab ihrem Ehrgeiz Nahrung; anderseits steigerte sie die Angst der Eigenthümer so sehr, daß es nichts Seltenes war, zu sehen, wie sie landesbekannte Viehdieben horten, sie mit Trank und Speise überhäufte, ja denselben nicht selten jährliche Abgaben zur Sicherstellung ihres Viehes leisteten. Obgleich dann trotz alledem ein Viehdieb verloren, so konnte man dieselben Eigenthümer bittend vor denselben Viehe stehen und fegemannigen Kellner zahlen sehen, d. h. ein Trunkgeld, falls das verlorene Vieh sich wiederfand. War der Kellner gut, so ging der Dieb aus, das Viehdiebstahl zu suchen, wobei ihn natürlich der Eigenthümer nicht zu unterstützen brauchte. Das Verlorene fand sich wieder, Alles war gut und Niemand wagte gegen solch' offenkundige Mißthatigkeit etwas einzumenden. Jährlich ließ auf diese Weise viele Pferde und Ochsen wiedergefunden werden, viele Maß Wein in die Kechen der Viehdiebe und viele Gelder in ihrebeutel gerath. Gestah das wohl Alles nur aus Angst vor dem Verluste des Viehes? Nicht doch! Jeder Ackerbau ist ein Lebenszweck, das andere, weit größere bed, nämlich die vor dem rethen Habne, welcher die gewöhnliche Erziehung der Viehdiebe war. Alles erstreckt sich bitt; besser und flüger ist's, einen Theil des Eigenthums herzugeben und damit den ganzen Vieh sicherzustellen. An Ackerbau-Gesellschaften dachte man nicht, oder wenn man daran dachte, bildete man sich ein, ihre Preise nicht zu hoch gestellt, und war abern genug, die vielen Maß Wein und Mehl und Ackerliches für nichts zu rechnen, während ihr Werth einer jährlichen Ackerbau-rate im Durchschnitt ziemlich nahe kam, oder sie gar um ein Bedeutendes überstieg.

So stand es in dieser Beziehung vor dem Jahre 1848 bei uns. Man darf nämlich behaupten, ohne das mindeste Unrecht zu thun, unsere Behörden mochten ihres Amtes in Betreff dieses strafrechtlichen Gegenstandes nicht. Die wichtigsten Folgen dieser Amtsträgheit, dieser Verwechslung des persönlichen Vortheils der Richter mit dem Wohle des Ganzen, sind in dem Gefagten mit wahrheitsgetreuen Farben geschildert. Eine andere, vielfach interessantere Folge bleibt noch zu erwähnen. — Wie in Deutschland, zur Zeit des Interregnums, die Wehmgewichte imitten des Belles auszubilden, als selbstgeschaffenes Schutzmittel gegen Gewaltthaten, welche zu bestrafen Niemand da war, so entwickelten sich in unserem Vaterlande die sogenannten Marktgerichte, freilich ein weit unvollkommeneres Institut als das der Wehmgewichte, aber doch in mancher Beziehung ihm ähnlich. Wogen doch Beide aus dem gekünstelten und vergessenen Schutz stehenden Rechtsgesetze des Belles hervor. Diese Marktgerichte wurden nun aber also gehalten: War ein landesbekannter Viehdieb den ängstlichen Richtern und der schlecht organisierten Polizei bruchmäßig entgangen, so wurde er an öffentlichen Viehmärkten von dem Vorsteher des Ortes, in welchem der Viehmarkt abgehalten wurde, für vogelfrei erklärt und vom Belles eingekerkert. Auf stehenden Füßen wurde er dann von einem willkürlich zusammengeführten Richterforum ohne verbergungene Untersuchung zu einer Geldstrafe verurtheilt, in seltenen Fällen eingekerkert und an die nächste Kreisbehörde abgeliefert. So wurde einmal ein verurtheilter, gefürchteter Viehdieb, dessen die Behörde nicht habhaft werden konnte oder wollte, in dem Markt steden M. für vogelfrei erklärt, vom Belles eingekerkert und schiefgelegt, um an die Behörde abgeliefert zu werden. Ob dieses aber geschah, fanden sich seine Genossen im Dorfe ein, drohten

mit dem rethen Habn und verstanden sich auf eine Selbstbese. Der Gefangene wurde in Freiheit gesetzt und trieb sich hinwogen nach wie vor. Den Einwohnern des Ortes aber ließ er in der Folge entziehen, sie sollten sich nicht einfallen lassen, zu einer ähnlichen Gefährdung seiner Freiheit die Hand zu bieten, widerigfalls er in der rethen Hahn auf ihr Schrecken setzen werde.

Wie sich nun durch die „Marktgerichte“ das Volk mitunter, wenn auch auf unzulängliche Weise, Recht zu verschaffen suchte, ohne den vorgeschriebenen Rechtsweg einzuschlagen, so thaten es bisweilen auch Einzelne; unter Anderm erregte sich dies einmal mit einem rethen Gutsbesitzer. Sachse von Geburt, Ungar von Gemüth, war derselbe seinen Freunden nach weis von seiner Gefallsenheit und seines merkwürdigen Speculationsgeistes. Diefem Manne wurden einst drei schöne Schweifschiffe gestohlen, die er über Alles liebte, weil sie ihn mit ihnen leicht hinreisen selbst über die schledhtesten Feldwege so schnell fortbrachten, wie es seinem raschen Wesen behagte. Was that der Betrohlene? Er erkundete sich, ließ sich von einem seiner walachischen (rumanischen) Freunde Zundre (Mantel), Cypisch (eine Art Sandalen) und Karfchulla (Mühe) reichen, walachische oder rumänische sich mit dieser und anderen Kleidungsdingen, so gut es ging, schwang sich, die Melchinde (einen langen, dicken, zigenbairerartigen Knüttel) in der Hand, auf den nackten Rücken seines schledtsten Flügels und trachtete gemüthlich einen nahen Walde, dem sogenannten Bransich, zu. In diesem Walde, das wußte er, standen zwei Hütten, deren Bewohner in der ganzen Umgegend als Mithlied einer weitzweigigen Viehdiebstahlgesellschaft bekannt waren. Valt erreichte er die erste der Hütten, trat grüßend ein und fand einen alten Rumanen am Feuerherde sitzen, den er in ein interessantes, aber in deutscher Sprache nicht wiederzuergebendes Gespräch zu verwickeln wagte. Es war Nacht, tiefe Stille herrschte ringsumher wie auf dem weinfalligen Ocean. Nur von Zeit zu Zeit knurrte ein mächtiger Wolfshund, welcher vor der Thüre der Hütte Wache hielt. Etwa nach einer Stunde traten vier Männer ein, wilde, weitergebräunte, vorwogende Gestalten, und mochten den Unbekannten mit mißtrauischen Blicken, die dieser aber mit vertrauensvollen in solcher Weise zu erwidern wußte, daß sich die Viere zu ihm setzten und ihn befragten, von wem und wohnen seine Reife. Seine durch häufige Zwischenfragen unterbrochene Antwort war des Inhalts: er komme aus dem Köfnerland, der Gegend bei Pisk, wo er drei Pferde gestohlen habe, die er gegen drei andere auszutauschen wünsche. Nichts konnte den wilden Männern lieber sein als ein Tausch mit Freuden aus einer entfernten Gegend. Kein weiteres Wort bedurfte es, die Wohlgefallen der auszutauschenden Pferde; denn diese Art von Menschen pfeift bei solcher Gelegenheit keine Geldwaage anzuhängen. Volles Vertrauen besetzte die Gemüther. Aus einer Ecke wurde ein voller Branntweinfaß hervorgeholt. Altnreuer aller Art wurden zum Besten gegeben. Endlich trennte man sich, nachdem man Ort und Zeit des vorzunehmenden Austausches festgesetzt und die Verabredung durch einen letzten Trunk befestigt hatte. Zur bestimmten Zeit, nämlich nach zwei Tagen, fand sich der Gutsbesitzer an dem verabredeten Orte, einer einsamen Waldeshölle, nahe der erwähnten Hütte ein, diesmal jedoch nicht verkleidet, wohl aber mit zwei schwarzgeladenen Doppelpistolen bewaffnet. Seine Schweifschiffe fanden da und warteten ihm entgegen. Kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Alles war todtenstille. Der Gutsbesitzer löste die Halfter vom Giechhämme, schwang sich auf eines der Pferde, koppelte es an die beiden andern fest und ritt von dannen. Als der Morgen graute, befand er sich am Rande des Waldes.

Kein Haar war ihm gekrümmt worden. Aber die Nachte der wilden Männer blieb nicht aus. Eines Abends schreie der Gutsbesitzer von einer weiteren Reife nach Hause zurück. Es war scheinbar kalt und seine Glieder so heiß, daß er die dampfenden Pferde nicht, wie er sonst pflegte, so lange freitend und lieblos konnte, bis sie abgerichtet waren. Der Reiter, ebenfalls halb erfroren, war außer Stande, Stränge und Zügel zu lösen, und folgte seinem Derrn in das warme Zimmer, um seine Fügel aufstauen zu lassen. Nachdem ihm dies gelungen war, eilte er auf den Hofraum, um die Pferde zu versorgen. War beschrieb seinen Schreden, als er sie nicht mehr am Hause fand. Der Gutsbesitzer, von dem Geschehen in Kenntniß gesetzt, gedachte der wilden Männer und schrie. Als er sich gehörig erwärmt und trockene Kleider angelegt hatte, lud er seine Doppelpistolen, warf einen warmen Mantel um sich und verließ das Haus. Während eilte er das Dorf entlang und trat am oberen Ende desselben in eine vereinigte Hütte ein, deren Bewohner ihm als Genossen der wilden Männer bekannt waren. Der Sohn des Hauses war nicht anwesend, wohl aber der Vater. Auf diesen ging der Gutsbesitzer los, ohne ein Wort zu reden, spannte den Hahn und sagte: „Gund! wenn meine Pferde innerhalb drei Tagen nicht in meinem Stalle stehen, so ist Dein Leben zu Ende. Du kennst mich. Ich werde Wort halten, so wahr mir Gott heile!“ Mit diesen Worten verließ er die Hütte, ohne eine Antwort abzuwarten. Am Abend des dritten Tages fanden die

Schweißhände an der gewohnten Krippe und der Outebeger streichelte ihre glatten Hälse.

Die neue Gesetzgebung weiß nichts von dem Grundfalle: emtor debet esse cautus, sie ist viel zu human dazu; sie ist überhaupt durch und durch human. Und darum wird und kann sie dem Viehdiebstahl in Eisenbüchsen keine Schranken legen. Sie nimmt auf denselben speciell, ganz besondere Rücksicht nicht, und doch wäre dies zu wünschen; denn die Folgen dieses Muncens sind von den traurigsten Art. Es ist freilich keine leichte Sache, einem so tief gewurzelten Uebel abzuhelfen. Verhärte Strafen, welche von den weit unabhängigeren Staatscannan ohne Zweifel erreicht werden würden, könnten viel nützen; das Ziel aber wäre damit noch nicht erreicht. Die vielen Viehdiebstahl, deren mehrere oft in einem Besitze an einem und demselben Tage abgehoben werden, müssen erst abgehandelt, an die Stelle der Beweidung muß die Stallfütterung gesetzt, die Wäldbächen müssen gesäubert werden sein, ehe man an eine Verminderung des Viehdiebstahls denken darf. Gutes aber thut vor Allen Noth: die genaue Kenntniß des Gegenstandes, der Naturgeschichte des Viehdiebstahls.

Der Viehdiebstahl ist eigentlich eine Krankheit, eine Seuche, kein Verworbengewiss in eigentlichen und strafbaren Sinne. So kann nachgewiesen werden, daß kein Viehdiebstahl zu Vermögen kommt. Der Verzicht des gestohlenen Viehes erfordert viele Köpfe, der Gewinn zerfällt in sich und seiner der Viehen erhält einen namhaften Antheil. Dies ist besonders bei Mithalieren verhängnisvoller Viehdiebstahls der Fall, unter denen die rumänischen die bestorganisirten sind. Auch die Zigeuner bilden solche Banden, ja die ganze Nation ist eigentlich nur eine einzige Viehdiebstahl mit verschiedenen Abtheilungen. Auch bei diesen fällt dem Einzelnen ein geringer Antheil zu. Beide zwar sind dem Viehdiebstahl nicht so sehr aus Gewinnsucht, als vielmehr aus Lust am Nichtstun ergeben; eigentlich riecht nur der Zigeuner nach Passion. Dabei ist er weit karmloser als der Rumäne, braucht nie Gewalt, zieht selten feines Vieh, sondern in der Regel nur Baternpferde. Der Rumäne dagegen verschmäht selbst das schwerer fortzubringende Hornvieh nicht und setzt sich nichtallzu leicht auch zur Gegenwart. Der Zigeuner führt das gestohlene Vieh nicht weit, er bleibt im Lande, wenn auch nicht, um sich rechtlich zu nähren; der Rumäne dagegen zieht seinen Viehdiebstahl über die walachische und ungarische Grenze. Und hat kein Pferd einmal den Boden der ungarischen Tiefebene betreten, dann sucht es zu vergebens mehr. Aber die unansehnliche Ebene fliegt es dahin mit Viehgeschellen, auf seinem Rücken der feste Knieker, treibend, spitzig. Bei Tag und Nacht, in der Schatt der Gebirgsbäche, wenn aber am Dammal die Sterne glimmen, wird es aufgedämmt und fort geht es über Bäche und Flüsse, immer in einer Richtung, die sich mit Hilfe der Sterne leicht festhalten läßt.

Der Zigeuner ist leicht als Dieb zu erkennen, wenn er den Viehmarktplatz betritt, denn er brennt vor Begierde, sein Vieh zu verkaufen oder zu verkaufen; dann veranlaßt er es zu allerlei Sprünge und Capriolen und pumpt es gerne mit bunter Schokolade und lebernen Zimmern auf. Der Rumäne ist fastbärtiger, verschlossener und überreizt sich nicht im Handel, während der Zigeuner schon bei dem dritten oder vierten Andote losfährt. Der Rumäne ist, mit der Musikanten in der Hand, sehr plump aber sehr zu Pferde, reitet auch ohne Sattel ziemlich sicher. Der Zigeuner, mit Peitsche und Sporn, sitzt viel zierlicher, aber der diesem Volke eigenthümliche Freiheit wegen selbst im Sattel unsicher. Darum geschieht es oft, daß sich der geübte Gaud seines Zigeunerreiters entleibt, was den rumänischen Pferdebesitz aber doch höchst leicht begünstigt. Noch erinnere ich mich mit Freudens des Vorfalls aus meinen Kinderjahren, der das Gesagte beweist. Einer unserer Vorkam hatte unter seinen Stangenpferden eine braune Stute von kleiner gedrungener Gestalt, ein liebenswürdiger Race. Wir Knaben liebten sie sehr, weil sie sich im Gaud so prächtig und fleißig trug wie kein anderes Pferd. Eines Tages war sie von der Hütte ver schwunden, Niemand wußte, wohin. Wir waren freilich und vergossen viele bittere Thränen um die schöne Braune. Der Nachbar tröstete uns, indem er sagte: „Spart eure Thränen bis morgen zu Mittag auf; wenn die Stute bis dahin nicht wieder kommt, ist sie verloren.“ Um die Mittagzeit plägte nämlich der Nachbar den von der Weide heimgebrachten Pferden einen Salzkübel zum Besetzen vorzulegen, was ihnen gar wohl gefiel. Der Mittag kam und als die Pferde, Salz ledend, auf dem Hofraum standen, hörten wir plötzlich das Wiehern der Braunen in weiter Ferne. Nach wenigen Augenblicken flog sie schnaubend daher, so schnell, wie ein geschicktes Reh, einen Zigeunerfahnen auf dem Rücken, den erhen, den sie je getragen hatte, und einen braunen Baum mit herabgetretenen Ägeln am Rumpf. Auch erkannte man deutlich in ihren vollen Reichen die Zähne eines großen Spornrades. Sie hatte den Dieb abgestreift, der, wie wir mit Recht schlossen, ein Zigeuner war.

Kurze literarische Anzeigen.

Von der trefflichen Sammlung amerikanischer Schriftsteller, welche im Verlage der Göttinger Buchhandlung in der Dessau unter dem Titel Standard American Authors bekannt ist, ist nun der fünfte Band erschienen, welcher den zweiten Theil der Works of Henry W. Longfellow enthält, und sich dem bisher Erschienenen (Poems of Colver Bryant, Auswählungen von Benjamin Franklin u. s. w.) nicht nur dem gediegenen Inhalte nach sondern auch in der aufserordentlich geschmackvollen Ausstattung würdig anschließt.

Ein einfaches, aber liebliches und ansehnliches Buchlein fand die „Vogelbergs-Klänge aus dem Düringer Walde, Entzerrt von Ph. A. Weller“. Stellbergische Buchdruckerei in Göttingen. Es ist den geübten deutschen Dichtern bei ihrer Zusammenkunft in Göttingen im Juli 1854 gewidmet, und macht wohl keinen weiteren Anspruch, als den erhabenen Mitgliedern ein freundliches Erinnerungszeichen zu sein. Aber selbst abgesehen von dieser äußeren Veranlassung, die Gedichte an und für sich betrachtet, finden sich darin viel warme und ansprechende Partien. Die gesunde Empfindung für Natur und Leben, die durch viele fechtig Seiten geht, verleiht mit den kleinen Formdauern, auf die man sich nicht verläßt.

Im Göttinger Verlage in Stuttgart ist von dem Neudruckischen Verlage „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Dasein“ der zweite Band erschienen. Das Buch ist Ergebnis jahrelanger fleißiger Forschungen. Die Capitel: „Aufsichten, Aufstrebungen“, „Jünglingsleben gegen einander“ u. dgl. geben Zeugnis, wie tief sich der Verfasser ins Detail eingelassen hat. Der wissenschaftlichen Welt wird damit sicherlich ein Schatz von neuen Stoffen erschlossen, aber noch ist der Mann nicht begnügt, der erschlossen war, das Wort von Anfang bis zu Ende durchzuführen; ein Detailreichtum bleibt daher der Nachwelt anheimgestellt.

Der „Weltkatalender des Kladderadatsch“, welcher mit den Zweifeln, Enten und Kartoffeln das weltliche Schicksal theilt, bald erlaubt, kalt verbot zu sein, ist neuer unter einer günstigen Stellung der Göttinger erschienen: er ist erlaubt.

Alle ich und das erlittenen
Seine Scherze deinen Dank,
Streu zu noch in diesen bitteren
Zeiten nämlich noch so häufig.

In den Wanderblättern von Eranan Reis, welche im Verlage der Herberichsen Buchhandlung in Karlsruhe erschienen sind, vertritt sich ein ansprechendes, volksthümliches Erzähler-Talent. Es sind Poesien von der besten Gattung.

Das „Heilige Jahrbuch für 1855“, welches bei Dörmann in Kassel herauskam, enthält eine recht mannigfaltige Sammlung von Erzählungen, geschichtlichen Aufsätzen und Gedichten.

Die jüngst erschienene Lieferung 3. Band, 2. Heft des „Allgemeinen Familienbuchs“ bringt eine sehr hübsche Erzählung von W. C. Horn, eine interessante Parallele „Stern und Säfer“ von Heffelder. Der Verfasser ist ein sehr tüchtiger Schriftsteller.

Literatur und bildende Kunst.

— Eudolf Wienberg, der Laufpate des jungen Deutschlands, der geistvolle Verfasser der „Neueren Zeitungen“, des „Johannis“ u. s. w. lebt in Hamburg über fünfzig, freier Wohl, der gewandte Feuilletonist, tüchtig Vorträge über die literarischen Zustände Hamburgs im 18. Jahrhundert.

— Von Johan Anderson in Stockholm, der bereits früher eine schwedische Uebersetzung von Goethes „Rach“, veröffentlicht hat, ist jetzt auch desselben deutschen Dichters „Ged. von Verliebten“, und „Stella“ in schwedischer Uebersetzung erschienen.

— Eine der interessantesten Erscheinungen der heutigen dramatischen Literatur Englands ist M. H. Horne, der Dichter des „Anders Jernstiel“ und des „Tod of Marlowe“. Er erinnert sowohl durch die Eigenheiten seines Talents, als durch seine Lebensstellung an unseren Gräbe.

— Eine hübsche Bearbeitung des Volksbudes „Griechische“, das nach neueren Forschungen auch Vesp der Vega dramatisch behandelt, vom Jahre 1439 befindet sich in der böhmischen Nationalbibliothek, eine zweite vom Jahre 1490 in der Prager Kreuzberger-Bibliothek. Die Griechische ist höchst wahrheitsgemäß nach Petrarch, der unter Karl IV. in Prag war, nach solchen eingewandert. Die älteste dramatische Behandlung dieses Stoffes ist eine französische von Jahre 1395: „Le mystere de Griseldis, marquisse de Saluces“, das älteste bekannte deutsche Schauspiel dieses Titels schrieb Hans Sachs circa 1546.

— Das von Julius Hammer bei Brockhaus in Leipzig erschienene und mit Theilnahme aufgenommene Bändchen idyllischer Gedichte, „Schau' um dich und schau' in dich“ ist in diesen Tagen in vierter Auflage erschienen.

— Hanns Karmen erscheint ein bisher unbekannter gewisser Roman von Walter Scott unter dem Titel: „Wooden, Spiole aus der Neugierde Wilschens von Schottland“. Das Manuscript, ganz von Scotts eigener Hand, befindet sich in der Handschrift des Herrn von St. Maurer Sabann. Directors der Gesellschaft der Antiquare Frankreichs u. s. w. Infolge eines Briefes vom Scott vom 4. November 1846 aus Paris. Die Geschichte der Erhaltung des Manuscripts, das den Anfang einer Reihe von Erzählungen aus der schottischen Geschichte bilden sollte, ist auch eine Art Roman, den der Verfasser in einem gedachten Bogen eben verbreitet hat. Er will den Roman, der ziemlich umfassend sein soll, in mehreren Sprachen zugleich herausgeben.

— Professor Hermann Hettner in Jena ist zum Director der königlichen Antiken-Sammlung und des Museums des Museums der Göttinger Antiken-Sammlung ernannt worden, während der bisherige Director beider Sammlungen, Oberbibliothekar, Inspector des Grünen Gewölbes geworden ist. Hettner

ist einer unserer geistvollsten Archäologen und Architekt; nach einem längeren Aufenthalt in Italien beehrte er erst in Heidelberg und folgte der einigen Jahren einem Ruf an die Universität Genua.

— Der Professor der Kunstgeschichte bei der Akademie der bildenden Künste in München, Dr. Rud. Marggraff, ist in den Ruhestand versetzt worden.

— Ein junger Künstler, Hr. George Hegelband, hat für den Vermerk einer gemalten Fenster vollendet, das allgemeines Aufsehen erregt. Sowohl die Farben wie die Gegenstände des Bildes sind durchaus von origineller Art. Derselbe stellt die Künstler durch ihre Verrichtungen zunächst den heftigsten Widerspruch von Seiten der alten Schule, v. h. von denen, welche den mittelalterlichen Stuhl in der Glasmalerei für unerschütterlich halten. Aufsehn hat der Hst. den Hst. Hr. Hegelband in Norimberge erworben, bereits Verordnungen auf acht kleinere Fenster für die herrliche Kathedrale in Lincoln, und auf ein großes für den Dom in Halifax zur Folge gehabt. Die Aufmerksamkeit der Kunstkenner zog Hr. Hegelband zuerst auf sich, indem er auf der großen Ausstellung in London mit einer Probe seines Talentes erschien.

Miscellen.

[Aus Centralasien.] Am 1ten Genard Vogel wieder ein Bericht an seine in Leipzig lebende Familie eingetroffen. Er lautet im Auszuge:

„Kufa, 14. Juli 1854. Ihr bachtet in Leipzig sicherlich nicht, als ich an meinem Geburtsorte (am 7. März) auf mein Heil traf! — was ihr doch hoffentlich gekannt habt! — daß ihr sehr gegebene Ursache hattet, mir Gesundheit zu wünschen: kaum hatte ich nämlich am 29. Februar meinen Brief an die liebe Mutter vollendet, als ich, noch mit Abfertigung von Desseinen beschäftigt, unglücklich vom Gelben Fieber, einer Krankheit, die furchtbar hier gar nicht selten und an welcher der arme Overweg gestorben ist, befallen wurde. Ueber eine Woche lag ich in fortwährendem Delirium und hatte keine meiner Begleiter medicinische Kenntnisse genug, um mir irgend eine passende Arznei geben zu können. Als ich wieder zum Bewußtsein kam und an den gelben Flecken an meinen Armen sah, was mein Uebel war, curirte ich mich, so gut ich konnte, selbst, und mit Hilfe von Galemel und Ghinin war ich denn bis zum 7. März so weit gekommen, daß ich wieder aufstehen und etwas Suppe essen konnte, während sie dahin heimwärts das Ginzige gesehen, was mein Magen vertragen. Ende März war ich so ziemlich wieder hergestellt, so daß ich den Seilzug auf einem Kriegsschiffe nach Musku begleiten konnte, von dem ich erst Mitte Juni zurückgekehrt bin. Meine Constitution hat aber einen fasten Stoß erhalten, und eine richtige Mäßigkeit von Fleisch z. B. hat unheilbar heftiges Erbrechen und Fieber mit furchtbaren Säge zur Folge. Uebrigens habe ich gefunden, das kalte Wasser bei allen Abzehrungen die beste Kur ist; ich widme mich daher ganz in nasste Lächer ein, lasse sie aufsteigen so wie sie warm werden, und bin bei diesem Verfahren gewöhnlich in zwei Stunden befreit.“

Der Seilzug nach Musku den ich mitgemacht, war sehr interessant, da wir weiter südlich gingen (als die) als die Küste des Euxinischen Meeres Richtung vor uns gegenwärtig, und ich dabei einen prächtigen großen Kanale von wenigstens 200 englischen Meilen Länge und eine Länge zwischen zwei Reihen nach Süden streichende Granitbänke entdeckte und auch Gelegenheit hatte, den unteren Lauf des Schari zu erschauen, um mich zu überzeugen, daß auch dieser Fluß mit dem Nigritischen in durchaus seinem Zusammenhang steht, womit denn die Hypothese, welche die Verklüftung der so vieler Geographen gewesen, daß die Gewässer des Tschad einen Zusammenhang mit dem Atlantischen Ocean haben, zusammenfallen würde, wenn sie nicht schon durch die von mir bemessene geringe Erhebung dieses Sees (340') hinreichend widerlegt wäre. Das ganze Land südlich von hier, soweit ich es besuch habe, ist einzelne Granitinseln und die Kette der Tellataberge ausgenommen, die sich 4 — 700' über die Ebene erheben, eine einzige Tiefebene mit Thronbuden, die selbst unter 9° 30' N. nicht über 55' hoch ansteigt. Hebräer zeigt eine Art von Ralkstein, aus halboberflächigen Schiefersteinschichten bestehend, die zwischen 6 und 20 Fuß unter der Erdoberfläche liegt, das das ganze Basalt fließen ein Seebett gewesen.

Die Arme, welche ich auf ihrer Expedition begleitete, bestand aus 22.000 Mann, mit einem Trup von 10.000 Mann, 5000 Kamelen und ungefähr eben so viel Ochsen. Unter Vag war daher, wie ihr euch leicht denken könnt, eine förmliche Stadt, außerhalb welcher die Zelte des Sultans und der Weisen des Landes einzelne Dörfer bildeten; abgesehen von den übrigen wegen der Weiber, die in großer Anzahl den Zug begleiteten; der Sultan (Schich) hatte deren zwölf mit etwa 30 Schakinnen bei sich, und jeder Weibchen etwa sechs bis acht. Gefolgte wurde nicht viel, da die Musku ein gemeinschaftliches Oberhaupt hat, und die Musku ein Oberhaupt in entsprechendem Maße der unbedeutenden Hebräer das Scheid entgegenstellen. Sie tauchten aber in allen Dörfern den Nachzügeln in, auf, von denen sie aus 5—600 erzielten. Von den Gefangenen wurden die Männer unverzüglich hingerichtet und jeder erst mit unentgeltlicher Brautwerbung; so mußte ich z. B. einmal ansehen, wie man 36 Gefangenen mit Weibern die Beine am Knie und die Arme am Ellbogen abschnitt und sie dann verbrüht ließ. Dreien hatte man die rechte Hand ab, damit sie ihren Knechtsdienst das Schicksal ihrer Leibesgenossen mittheilen könnten; von diesen waren zwei nach fünfminütigen Qualen, der Dritte lebte aber noch am andern Tage. Die Weiber und Kinder wurden als Sklaven fortgeführt und war auf dem Markte nicht mehr weiter zu sehen, ohne Erbarmen niederknien. . . In der nächsten Woche, in der wir herumsogen, hatte die Regenzeit mit Anfang. Nichts begann, und so kam denn jeden Abend ein Gewitter, wie ich es in meinem Leben früher nicht gesehen, eingeleitet durch einen Windsturm, der alle Zelte niederwarf und den unmittelbar eine wahre Einsturz von Regen folgte. So ging es etwa drei Wochen lang, während welcher Zeit ich keinen trocknen Boden auf dem

Leibe hatte. Das Lager blieb gewöhnlich am Morgen einem unendlichen Meer, in welchem man zu Fuß durchaus nicht festtreten konnte. Ich litt infolge dieses Wetters und der schlechten Nahrung — fast nur in Wasser gekochtes Getreide — sehr an Diarrhöe; unter den unglücklichen Sklaven aber brachen Ruhr und Blattern in so furchtbarer Weise aus, daß ich es für gerathen hielt, selbst wir aus Feindesland hinaus waren, der Arme nach Kufa voranz zu eilen. Jeht Tage nach mit trüf der Schick, von 4000 Gefangenen zu nichten, 500 mit sich bringend, über 3500 waren der Seuche und den Strapazen zum Opfer gefallen. Auch alle Kinder waren unter zwölf Jahren, und konnte man einen sieben- bis achtjährigen Knaben im Lager für 20 Ser kaufen.

Im Lager fand häufig von hier ist nicht bemerkt, mit viel colossalen Feigenbäumen von 21 — 30 Fuß Umfang und mit der prächtigen Palme, die man in Senaar „Dsch“ nennt, deren Früchte das einzige leibliche Obst sind, was ich bisher in Afrika angetroffen. Die Adansonia digitata (Baobab), von der Kufa eigentlich seinen Namen haben soll, denn Kufa ist der Komitanz dieses Baumes, kommt hier nirgend mehr vor, und scheint derselbe nicht weiter östlich als 12° 30' E. Östlich zu gehen. Zum Sammeln von Pflanzen und Insekten war die Zeit bisher sehr ungünstig, denn ich fand schon Alles verkratzt, als ich hier ankam, und der Regen singt hier Ende dieses Monats (Juli) an. Keinen einzigen Käfer habe ich bis jetzt hier gesehen und nur einen einzigen Schmetterling. Einige gute Pflanzen habe ich an Robert Brown geschickt, etwa 100 Species. Ende dieses Jahres hoffe ich eine größere Sammlung abgeben zu können, aus der auch meine Freunde in Deutschland mittheilen erhalten sollen. Samereien zu sammeln, hinderte mich meine Krankheit im Februar und März, doch denke ich auch das bis Ende dieses Jahres nachholen zu können. Zu diesen Tagen gehe ich von hier nach den wenig bekannten Landstädten Nondra, Adamaus zum Tschadfluß und von da zurück nach dem häufig unbekannten Hakeba, bei welcher Gelegenheit ich mit der Nigritergeneration zusammenzutreffen hoffe. Ende dieses Jahres gedenke ich mein Hauptquartier nach Babal zu verlegen, von wo aus ich südlich zu gehen gedenke, sollen sich jedoch dabei unüberlegliche Hindernisse in den Weg stellen, so werde ich mit Gottes Hilfe Ende nächsten Jahres (1855) durch Darfur, Kordofan, Nubien nach Egypten gehen. Ich wäre dann der erste Europäer, der den afrikanischen Continent durchschritten hätte.“

Ueber Dr. Barth's Schicksal enthält auch dieser Brief seine weiteren Nachrichten, als daß das Gerücht von seinem bei Sefatu erfolgten Tode verbreitet, aber noch nicht verläßt ist. Noch ist also nicht alle Hoffnung verloren, daß der treffliche Mann erhalten sei. Hoffentlich bringt die täglich zu erwartende Habsha-Expedition gute Nachrichten mit.

[Ueber russische Sprichwörter] bringt das Obenstehende Athennam einen Auszug, und theilt einige mit, welche die Verhältnisse der innern Verwaltung charakterisiren. Des Starosten Budek stellt auf die ganze Vermoethe. „Herr Starost ist nicht der Landrath, sondern der Vorsteher des Landraths.“ „Herr der Adelsherrscher zu nahe dem Herrschaftsbereich.“ Und weiter: „Wenn der Gutsherr sein reines Korn rühmt, dann schüttet schnell Weizen darunter, damit es doch als noch als Bisthuftrübe gebrauchen kann.“

— Auch der Herr Landrath denkt das russische Sprichwort: „Auch in den Pelz des Herrenbundes kommen sie, bleiben sie allda.“ — Die Postkutsche lösen die Russen eben so einfach als gründlich durch den Satz: „Wer des Brotes nicht hat, braucht nur hungern zu wollen, dann muß er nicht hungern.“ Manche Sprichwörter handeln von der natürlichen Dürstlichkeit und im All gemeinen von der Behandlung des Volks, wenn sie sagen: „Wenn man dem Tod die Welle schenkt, geschieht es nicht, um ihm einen Red davon zu machen.“ — „Die Knete tanzt wohl auf des Viehes Waden, aber der Hieb paßt nicht dazu.“ — „Das Heu trennt den Kuss und der Kuss die Flanke.“ — „Die Blätter, welche die Kuppen verschönen, schlägt der Hagel ab.“ — „In man Reich, so wird man geschminkt; in man Gabel, so wird man gerührt.“ — „Der Weg von Petersburg nach Sibirien ist länger, als der von Sibirien nach Moskau.“ — Die Knete tanzt geht auch noch zur Zwiebel. — Das russische Sprichwort kennt sehr genau die Wirkungen des Geldes: „Wer mit einer silbernen Sichel mäht, macht doppelte Garben.“ — „Mit einer silbernen Harpune trifft man die fetteste Hecke und mit einer goldenen den schönsten Waldhirs.“ — „Die Salzen einer silbernen Kalafata (Karle) sind nie verstimmt.“ — „Mit einer goldenen Stange bringt man Aker das Meer.“ — „Wer mit goldenen Sitteln geht, der kann die Straße machen.“ — „Mit einem silbernen Hufeisen trifft man wohl einen goldenen Hirsch.“ — Was die russische Selbstehre betrifft, so meint das Sprichwort: „Von dem Kaiser redet des Popen Mund, von einem guten Tisch des Popen Bauch.“

[Wieder-Annahmewanderung.] Die in Rubelschiff eintreffende Allg. Auswanderungs-Ztg. enthält folgenden Artikel: „New-York, im December. Wir berichten neulich, daß von hier seit dem August d. J. etwa 3 — 4000 Einwanderer wieder nach Europa zurückgekehrt seien. Der Grund sind die hohen Preise der Lebensmittel und die hohen Mieten, so wie der Alles überwaltende Druck der gegenwärtigen Geschäfts-Krisis. Neuerdings liegen aber diese Wieder-Annahmewanderer weitere Angaben vor, und nach ihnen schlägt man die Zahl der seit dem 1. August d. J. in die Heimath zurückgekehrten bereits auf 6000 Personen. Natürlich können nur Solche zurückkehren, welche mit mehr oder minder großen Mitteln ihre Annahmewanderung über unternommen, und man mag danach die Bedeutung einer Zahl von 6000 Zurückkehrenden ermessen. Die große Menge Solcher dagegen, die mit geringen Mitteln hier angelangt, kann nicht fort und muß, komme, was da wolle, hier über sich ergehen lassen.“